

Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Philosophisch-historische Klasse

Jahrgang 1955, Heft 9

Goethe und Carl August während der Belagerung von Mainz (1793)

Von

Willy Andreas

Vorgelegt von Herrn Franz Schnabel

am 7. Oktober 1955

München 1956

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Der Gang der allgemeinen Politik und des Krieges nach der gescheiterten Kampagne gegen Frankreich, die im Leben Goethes und seines fürstlichen Freundes Carl August ein so erlebnisreiches und bedrückendes Intermezzo bildet, ist bekannt.¹

Naturgemäß hatte der preußische Rückzug den französischen Kriegswillen gesteigert. Die mit dem Sturz der Monarchie zunehmende Erhitzung der Leidenschaften in Frankreich trug das ihre dazu bei, den Kampf gegen das Ausland von der prinzipiellen Seite her zu verschärfen. – Erfolge waren den Franzosen auch auf einigen anderen Schauplätzen beschieden.² Ende des gleichen Monats, in dem die Kanonade von Valmy jene für das preußische Heer so verhängnisvolle Wendung des Kriegsglücks einleitete, waren Nizza und Savoyen besetzt worden. Noch war der Oktober nicht zu Ende gegangen, als mit der Eroberung von Mainz ein wichtiges Stück linksrheinischen Gebiets in ihre Hand geriet. Im November, zwei Monate nach der Abschaffung des Königtums, konnte die Republik ihre Waffen in die österreichischen Niederlande vortragen und von diesen Besitz ergreifen. Eine Eroberung, die freilich umstritten bleiben und Gegenschläge herausfordern sollte.

Wenn es auch preußischen und hessischen Verbänden gelang, die Einnahme der Stadt Frankfurt, die von Mainz aus von einem kleinen französischen Korps genommen worden war, zu Anfang Dezember wieder rückgängig zu machen und hier das Hauptquartier aufzuschlagen, so zeigte doch der schwerwiegende Verlust von Mainz und die Festsetzung der Franzosen an dieser

¹ Vgl. dazu Goethes eigene ihr gewidmete Schrift in dem von Alfred Dove feinsinnig eingeleiteten und kommentierten Band 28 der Cotta'schen Jubiläumsausgabe, Stuttgart u. Berlin, o. J., sowie meine Abhandlung „Carl August von Weimar in und nach der Kampagne gegen Frankreich“. Sitzungsberichte der Bayer. Akademie d. Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Jahrg. 1954, Heft 5, München 1955.

² Siehe dazu Adalbert Wahl, „Geschichte des europäischen Staatensystems im Zeitalter der Französischen Revolution und der Freiheitskriege (1789–1815)“, München u. Berlin 1912, S. 34 ff.

militärisch, politisch und kulturell gleich wichtigen Stelle des Mittelrheins nach wie vor den Ernst der Lage.

Der Fall von Mainz (22. Oktober 1792) und dessen Vorgeschichte ist kein Ruhmesblatt der deutschen Kriegshistorie. Die Regierung des Geistlichen Staates hatte unter dem alternden Friedrich Karl, Freiherrn von Erthal für die Verteidigung schlecht vorgesorgt.¹ Die Festungswerke waren vernachlässigt und seit langem schon in Verfall. Der kleinen kurfürstlichen Armee war mit der Menge von Generalen und höheren Militärbeamten, die an ihrer Spitze standen, nicht gedient; ihr mangelnder Leistungswille entsprach der geringen Zahl und der mehr parademäßigen Ausrüstung der Truppe. Daß die Verteidigung versagt habe, darüber waren, als die Beteiligten, die Zeugen und Beobachter der Mainzer Vorgänge die Schuldfrage vor Mit- und Nachwelt zu erörtern begannen, im Grunde alle einig, mochten sie noch so verschiedenen Lagern und Gesellschaftsschichten angehören. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß bei der Kapitulation Feigheit und Verrat mit im Spiel gewesen waren. Wie geringes Vertrauen der Landesherr in die Widerstandskraft der Festung und in die Hilfe der wenigen Kontingente der Kaiserlichen und der Nachbarterritorien setzte, bewies er durch seine und seines Hofstaates eilige Flucht, der sich auch die Emigranten anschlossen. Das Beispiel ihres erzbischöflichen Herrn, der im Reich die Würde des Kurerzkanzlers bekleidete, konnte von vornherein den Mut der Besatzung und der Bürgerschaft nicht heben. Freilich hätten die Verteidiger, deren Hilfsmittel sich als völlig unzureichend erwiesen, von auswärtiger Hilfe auch wenig zu erhoffen gehabt. Ein Teil der dafür in Betracht kommenden Ver-

¹ Über diese Vorgänge und die weitere Entwicklung in Mainz selber siehe Karl Theodor Heigels heute noch gültige Ausführungen im zweiten Band seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Auflösung des Alten Reichs“, Stuttgart u. Berlin 1911, S. 50 ff., sowie den zweiten Band der von Joseph Hansen herausgegebenen, reichhaltigen „Quellen zur Geschichte des Rheinlandes 1780–1801“, Bonn 1933; er umspannt die Jahre 1792/1793 und bringt wichtige Spezialliteratur.

Für den rein militärischen Kampf um Mainz und den Belagerungsvorgang als solchen bleibt weithin maßgebend Arthur Chuquets hervorragend dokumentiertes Werk „Les Guerres de la Révolution, VII. Mayence (1792–1793)“, 5. Auflage, Paris o. J.

bände, wie die von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, waren noch anderweitig gebunden, andere Nachbarn vom Schrecken wie gelähmt. Eine mehr als zweideutige Haltung hatte Karl Theodor von Bayern-Pfalz, indem er die Rolle des Neutralen spielte, eingenommen, und doppelzünftig verhielt er sich auch nach der Einnahme von Mainz.

Nach der Übergabe der Stadt schob sich eine ziemlich kleine, aber sehr aktive Gruppe von Gebildeten und Halbgebildeten, von Gutgläubigen und Strebern, die mit den Ideen und programmatischen Verheißungen der Eroberer sympathisierten, stark in den Vordergrund, so der kurfürstliche Bibliothekar und frühere Weltreisende Georg Forster, eine enthusiastische Natur nicht ohne labile Züge. Begünstigt von dem Oberbefehlshaber, General Custine, machten sie sich zu Schrittmachern der großen französischen Republik, deren Vertreter nichts unterließen, die fortschrittliche Sendung ihrer Nation und ihres verjüngten Staatswesens in helles Licht zu setzen. Die am Rhein herrschende territoriale Zersplitterung und die noch in überlebtem Feudalismus steckengebliebenen Zustände der Kleinstaaterie schienen zu bestätigen, daß sich die französische Überlegenheit nicht bloß machtmäßig, sondern auch tiefer begründen lasse. Andererseits hatten einige Manifestationen des Aufklärungsgeistes, dem auch geistliche Staaten wie Mainz, dieses wenigstens zeitweise, aufgeschlossen waren, den Boden gelockert und dem Siegeszug der neuen französischen Gedankenwelt vorgearbeitet. Ein innerer Zusammenhang, der sich auch sonst wohl in europäischen Ländern beobachten läßt.¹ Wie nahe der Missionsdrang der Revolutionäre, indem sie anderen Völkern die Segnungen der Freiheit bringen wollten, sich mit Eroberungstendenzen berühren und durchdringen würde, sollte die nächste Zukunft gerade hier am Rhein erweisen.

Während die Machthaber in Paris ihre Anstrengungen verdoppelten und sie nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. zur Diktatur des Schreckens steigerten, die der Bevölkerung auch militärisch

¹ Für diese geistig-politischen Zusammenhänge darf ich namentlich auf die ersten beiden Kapitel meines Buches „Das Zeitalter Napoleons und die Erhebung der Völker“, Heidelberg 1955, verweisen.

das Äußerste an Krafteinsatz abverlangte, schwelten die bei den Verbündeten vorhandenen Gegensätzlichkeiten weiter. Von Anfang an hatte ihre Kriegführung unter Lähmungen, Zwiespäligkeiten und Vorbehalten gelitten. Die diplomatische Vorgeschichte der Zweiten Polnischen Teilung und die dadurch hervorgerufenen Spannungen zwischen Österreich und Preußen schwächten den an sich unfesten Zusammenhalt der zwei rivalisierenden Mächte noch mehr. Daß Preußen sich im Osten auszubreiten und schadlos zu halten trachtete, hinderte eine politisch-militärische Verständigung und wurde von Österreich, wie der weitere Verlauf der Dinge deutlich machte, mit gleicher Münze heimgezahlt.

Immerhin, noch verursachten die Zersetzungskeime nicht den völligen Zerfall des österreichisch-preußischen Bündnisses und der Waffengemeinschaft. Auch begann sich um die Jahreswende der unwölkte Horizont da und dort etwas aufzuhellen. Auf ein wirkliches Inkrafttreten der von Katharina der Zweiten zugesagten russischen Hilfe konnte man zwar nicht rechnen. Aber die nach der Eroberung Belgiens durch Dumouriez und der Öffnung der Schelde fühlbarer werdende Verschlechterung der französisch-englischen Beziehungen, die dem vollen Bruch entgegentrieben, war ermutigend. Die Bündnisdiplomatie Pitts, moralisch gefördert durch die Empörung des monarchischen Europa über den Königsmord, streckte ihre Fühler nun lebhafter in verschiedenster Richtung aus, so nach der spanischen, auch nach der russischen Seite hin – Bemühungen, die sich im Laufe des Sommers noch verstärkten.

Geraume Zeit schon bevor alle Früchte dieser weitausgreifenden, zielbewußten englischen Koalitionspolitik reiften, hatten sich die deutschen Verbündeten zu dem Entschluß aufgerafft, die im Vorjahr erlittene Schlappe wettzumachen, und zwar legte man es zunächst darauf an, den Franzosen die nahegelegene Festung Mainz wieder zu entreißen.

Wenn trotz fortdauernder Spannungen und wechselseitiger Verärgerung der deutschen Vormächte der Krieg erneut aufgenommen wurde und bald sogar noch größere Ausdehnung erlangte, so war dies nicht bloß in den feindlichen Erfolgen, sondern vornehmlich in der Steigerung der französischen Ziele mit-

begründet. Während sich die revolutionäre Propaganda des Vorjahres noch damit begnügt hatte, die Nachbarländer zur Umwandlung in Freistaaten nach neufränkischem Vorbild zu bewegen, wurden nun weitgreifendere und robustere Losungen ausgegeben.¹ Man ging jetzt auf dauernde Gewinnung der im Namen der Freiheit besetzten Landstriche und auf die Einverleibung Belgiens aus. Das wirkte anstachelnd auf die Gegenseite. Freilich, wieviel Zeit und Kraft kostete es, dem Reichstag auch nur die einfachsten Maßnahmen abzurufen, als es galt, die bedrängten Reichsgebiete zu befreien und die Truppenkontingente zu erhöhen! Es dauerte Monate, bis die deutschen Reichsstände in Regensburg die längst fällige Kriegserklärung an die französische Republik zum Beschluß erhoben.² Erst im März 1793 war dies der Fall.

Der im Februar (1793) im Frankfurter Hauptquartier ausgearbeitete Operationsplan für den Feldzug ging von der Einsicht aus, daß man im Jahr zuvor den Feind unterschätzt habe und deshalb eine erhebliche Streitmacht gegen ihn aufbieten müsse, wenn man siegen wolle. Der Krieg sei also, wurde gesagt, in großem Maßstab zu führen. Die dem Prinzen von Koburg unterstellte Armee, verstärkt durch preußische und hannoversche Abteilungen, hatte die Kampagne mit der Säuberung des rechten Maasufers zu eröffnen. Der preußischen Armee fiel die Aufgabe zu, Mainz zurückzuerobern, dann den Rhein zu überschreiten und dem Gegner eine Entscheidungsschlacht aufzuzwingen. Dabei sollte eine zweite kaiserliche Armee unter Wurmser mitwirken. Daß dieser angehalten wurde, sich in allen Stücken nach der Leitung und den Verfügungen des Königs von Preußen sowie des Herzogs von Braunschweig zu richten, setzte ein militärisches Einvernehmen und ein gegenseitiges Verständnis voraus, wie es dann nicht erzielt werden konnte, bei dem gespannten politischen Verhältnis der Verbündeten aber auch aus anderen

¹ Über diese innerfranzösischen Wandlungen und ihre Wirkung auf das Ausland siehe die bekannten neueren Werke zur französischen Revolutionsgeschichte von Alphonse Aulard, Albert Mathiez, Crane Brinton und Martin Göhring.

² Hierzu und zum folgenden Ablauf der Ereignisse vergleiche man Karl Theodor Heigel Band II S. 89 ff.

Gründen nicht zu erwarten war. Immerhin, durch den glänzenden Erfolg der Kaiserlichen bei Neerwinden (18. März 1793) und den Abfall Dumouriez', die Belgien wieder in österreichische Hand brachten, sah sich der König angespornt, seinerseits einen sichtbaren Beitrag zum Gelingen der Operationen zu liefern. In diesem Sinn versicherte denn auch Anfang April Friedrich Wilhelm den Kaiser seiner zuverlässigen Bundesgenossenschaft und Freundschaft. Die Rückgewinnung von Mainz aber sah er geradezu als Erfordernis preußischer Waffenehre an – eine Überzeugung, die auch von weniger bundesfreundlichen Generalen und Staatsmännern geteilt wurde.

In dem eroberten Mainz war unter dem unseligen Einfluß Georg Forsters und ähnlicher Revolutionsenthusiasten eine bis zur Liebedienerei frankophile Verfassungsänderung durchgesetzt worden. General Custine gab eine Erklärung ab, worin er beteuerte, solange er am Leben sei, sollten seine deutschen Brüder nicht wieder unter das zwiefache Joch weltlichen und priesterlichen Despotismus gebeugt werden. Es wurde die Absetzung sämtlicher Fürsten der im Konvent vertretenen Gebiete ausgesprochen, die Einverleibung der rheinischen Landstriche in die französische Republik beschlossen. Der zur Selbsttäu- schung neigende Forster, der auch in diesem Fall sein politisches Vermögen unterschätzte, trat mit einigen Gesinnungs- genossen jene für ihn selber dann so unglücklich endende Reise nach Paris an, um dort die Eingliederung von Mainz zu erbit- ten. Er tat es mit der Begründung, Mainz sei von der Natur zum wichtigsten Handelsemporium für Deutschland und Frankreich und zum Waffenplatz an der Grenze beider Reiche bestimmt.¹

Inzwischen war die Stadt von ihrer starken Besatzung be- festigt worden, woran der Lothringer Merlin von Thionville, ein sehr betriebsamer, wilder Terrorist, als Kommissar des Pariser Konvents tätigen Anteil genommen hatte. Während der Belage- rung sah man ihn, den sein Adoptivsohn, der Philosoph Rey-

¹ Völlig ernüchtert und nicht einmal gut behandelt starb Georg Forster als gebrochener, vereinsamter Mann schon am 10. Januar 1794 in Paris; sein Gesinnungsgenosse und Reisegefährte Adam Lux, ein junger Mediziner, hatte bereits am 4. November 1793 das Schafott besteigen müssen. – Zu alledem ver- gleiche man jetzt den zweiten Band der großen Hansenschen Edition.

naud, die fleischgewordene Revolution nannte, täglich auf Mauern und Schanzen. Da er sich ein Vergnügen daraus machte, die Kanonen persönlich zu richten, gaben ihm die Preußen den Spitznamen „Feuerteufel“.¹ Die Besatzung war zweiundzwanzigtausend Mann stark und stand unter dem Oberbefehl des Generals d'Oyré.² Ihm war der nachmals so berühmt werdende Kleber, ein geborener Elsässer unterstellt. Vermöge ihrer zahlenmäßigen Stärke konnten die Verteidiger auch weit vorgeschobene Posten behaupten. Lebensmittel und Schießbedarf waren reichlich vorhanden. Offiziere und Mannschaften glaubten zuversichtlich, die Festung mitsamt den Vorfeldstellungen halten zu können. Custine, der Feldherr der Rhein-Mosel-Armee, suchte wiederholt die Einschließung der Stadt zu sprengen und sie zu befreien. Als er dann die Nordarmee übernehmen mußte, nachdem sie durch Dumouriez' Flucht ins feindliche Lager führerlos geworden war, setzte sein Nachfolger, Vicomte Beauharnais, diese Anstrengungen fort, auch er, ohne zum Ziel zu gelangen. Beide Generale endeten später auf dem Blutgerüst. Daß sowohl die französischen Soldaten wie die seltsam uniformierten Klubisten tapfer fochten, darüber liegen glaubwürdige Zeugnisse auch von seiten der deutschen Gegner vor.

Die Lage der Mainzer Einwohnerschaft war nicht beneidenswert. Es lastete auf ihr starker politischer Druck, und er wurde nicht geringer, als die militärischen Handlungen nun mit dem Frühjahr von deutscher Seite begannen und die Lage für die Franzosen am Mittelrhein allmählich unangenehm wurde. Die vom rechten aufs linke Stromufer übergesetzten preußischen Truppen stießen gegen Ende März von Kreuznach und Bingen aus in schnellem Tempo über Alzey und Worms vor. Bald waren

¹ So K. Th. Heigel a. a. O. Band II S. 99.

Als weiterer Kommissar begleitete Merlin de Thionville der Elsässer Jean Baptiste Reubell, auch er Vertreter der radikalen, annexionslustigen Spielart. – Über die frühere und spätere Rolle der beiden Persönlichkeiten siehe jetzt deren häufige Erwähnungen bei Albert Mathiez, „La Révolution Française, Paris 1921/28, sowie Georges Lefèvre, „Le Directoire“, Paris 1946.

² Im Anschluß an das ältere Werk von F. Bouvier, „Le siège de Mayence en 1793“ (1882 ff) schreibt K. Th. Heigel den Namen Doyré, während der mit dem einschlägigen Aktenmaterial vertraute J. Hansen die Schreibweise d'Oyré vorzieht.

die feindlichen Kräfte aus dem ganzen Gebiet bis Speyer und Landau vertrieben. Aber eben diese Vereinsamung der eingeschlossenen Festung verstärkte den politischen Terror. Es erging der Befehl, Einwohner, die sich weigerten, den französischen Eid zu leisten, binnen drei Tagen außer Landes zu bringen. Noch gegen Ende Juni, also kurz vor der Kapitulation, wurde eine solche Ausweisung aus der inzwischen nahezu entvölkerten Stadt in gefühlsroher Weise durchgeführt.

So ungefähr hatte sich, als das Frühjahr anbrach, die allgemeine Lage und die Situation am Mittelrhein gestaltet, in die Herzog Carl August von Weimar als preußischer General sich eingefügt sah.

Die Übergabe der Festung Königstein (7. März), bei deren Einschließung das Ascherslebener Kürassierregiment des Herzogs mitgewirkt hatte, leitete den neuen Feldzug ein. Kornett von Bechtolsheim, dessen anmutige, knabenhafte Erscheinung Goethe bei der Kanonade von Valmy aufgefallen war, überbrachte die Meldung vom Fall Königsteins an den König und an Carl August. Das Hauptziel der nächsten militärischen Bewegungen war Mainz.

Nachdem inzwischen, wie oben erwähnt, der Reichskrieg erklärt worden war, hatten sich die Dinge auch militärisch insofern etwas geändert, als nun am Kampfe um die Festung auch Kontingente Kursachsens, Pfalz-Bayerns und beider Hessen teilnahmen. Zwölftausend Soldaten standen auf dem rechten Rheinufer, zwanzigtausend auf dem linken bereit. Diese waren in einem Halbkreis aufgestellt, dessen Endpunkte beim Strom einmündeten. Am Scheitel des Bogens, südwestlich von Mainz bei Marienborn, war Carl August mit seinen Kürassieren angesetzt. Dem Kalkreuthschen Korps, dem er zugehörte, fiel die Aufgabe zu, die Festung vom linken Rheinufer her zu belagern.

Ende März überschritt das Regiment Weimar, nachdem es sich am Taunus hin auf Idstein und über die Benediktinerabtei Schönau nach Kaub bewegt hatte, bei Bacharach auf der Schiffbrücke den Rhein¹ und marschierte auf Kreuznach zu.

¹ Zu der Beteiligung Carl Augusts an den rein militärischen Vorgängen hier und im folgenden siehe Georg Bahls „Carl August von Weimar als Soldat“, Berlin 1932.

Der Winkel zwischen Nahe und Rhein wurde in einigen Scharmützeln vom Feinde gesäubert; dann ging der Marsch wieder auf den Strom zu, und schließlich bezog man einen Büchsen-schuß etwa hinter Marienborn, wo der Oberbefehlshaber Kalckreuth sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, ein Feldlager. Dort kam auch der Herzog unter, während sein Gefolge in das sogenannte Forst- oder Jägerhaus gelegt wurde, dessen schöne Lage und Aussicht Goethe wiederholt rühmt. In diesem Forsthaus hatte auch der mit Carl August befreundete Freiherr vom Stein, Hof- und Landjägermeister des Königs von Preußen, sich einquartiert.

Johann Friedrich, Reichsfreiherr vom Stein war der ältere, weniger berühmte Bruder des späteren preußischen Reformministers, ein sehr gescheiter, gewandter Weltmann, ein echter Rheinländer in Temperament und Wesensart, genußfreudiger, witziger und leichtlebiger als sein schwerblütiger Bruder Karl. Aber auch er konnte, wenn die Dinge nicht nach seinem Sinn gingen, viel Schärfe zeigen, und er pflegte dann kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Stein hatte einst zum engeren Kreis des preußischen Thronfolgers und späteren Königs Friedrich Wilhelm II. gehört und zeitweise bei ihm starken Einfluß ausgeübt. Mit Carl August durch die Fürstenbundpolitik in Berührung gekommen, hatte er in dieser Sache eng mit ihm zusammengearbeitet.¹ Dem Herzog gesinnungsverwandt in der hohen und weiten Fassung der Unionsziele, wurde auch er wie dieser zum feurigen Wortführer einer lebensvolleren Ausgestaltung des Bundes und einer inneren Erneuerung der Reichsinstitutionen. Indessen, sie waren mit ihren hochfliegenden Gedanken der zurückhaltenden Hertzbergschen Politik zu sehr ins Gehege gekommen, unbequem in Berlin geworden und allmählich ins Hintertreffen geraten. Jene von ihnen so leidenschaftlich betriebene Unionspolitik aber war völlig versandet. Nun trafen die zwei früheren Fürstenbunddiplomaten in einer gänzlich veränderten

¹ Darüber enthält der „Politische Briefwechsel des Herzogs und Großherzogs Carl August von Weimar“ Band I „Von den Anfängen der Regierung bis zum Ende des Fürstenbundes 1778-1790“, herausgegeben von Willy Andreas, bearbeitet von Hans Tümmeler, Stuttgart 1954, zahlreiche charakteristische Zeugnisse.

politischen Situation auf rein militärischer Ebene zusammen. Unmittelbar in ihrem Gesichtsfeld lag jetzt wieder das ihnen so vertraute Goldene Mainz, an dessen geistlichem Hof sie einstmals eine nicht geringe, von den Gegnern argwöhnisch belauerte Rolle gespielt hatten, der eine als fürstlicher Amateurdiplomat, der andere als Vertrauensmann und zuletzt regelrecht als Gesandter des Königs von Preußen. An Gesprächsstoff konnte es also den beiden nicht fehlen.

Gewiß, es war ihnen zu Ende der achtziger und zu Anfang der neunziger Jahre nicht beschieden gewesen, sich politisch durchzusetzen. Aber wie richtig war doch ihr Gefühl gewesen, als sie dem Reich mehr inneren Zusammenhalt hatten geben wollen! Wie peinlich hatte sich die deutsche Zersplitterung auch militärisch in der allgemeinen Krise Europas ausgewirkt! An Kraft hatte die preußische Führung, deren Lahmheit einst so bitter von ihnen beklagt worden war, seither nicht gewonnen. Darüber werden die beiden Männer auch diesmal einig gewesen sein, und bei dem von Goethe bezeugten leidenschaftlichen Hasse Steins gegen die Französische Revolution war die Verständigung über diese Kardinalfrage ebenfalls nicht schwer.

Über die Vorgänge, die der unrühmlichen Übergabe von Mainz an die Franzosen vorausgegangen waren, konnte Stein dem Freunde mancherlei erzählen. Während der Kampagne gegen Frankreich hatte er sich hier aufgehalten und die Stadt erst am Tage vor der Einnahme durch Custine verlassen.¹ Von Anfang an hatte er die drohende Gefahr ernst genommen und darauf hingewiesen, wie notwendig es sei, die Festungswerke endlich in stand zu setzen und die Garnison zu verstärken, ohne daß er damit durchzudringen vermochte. Denn beim Kurfürst-Erzbischof war er, seitdem Erthal von der preußischen Seite mehr zur österreichischen hinübergewechselt war, nicht mehr in Gunst, und

¹ Über Steins Wirken als preußischer Gesandter in Mainz und seine Beurteilung vor, während und nach der Belagerung (1792/1793) siehe die beiden ersten Bände der grundlegenden Veröffentlichung von Joseph Hansen, „Quellen zur Geschichte des Rheinlandes 1780–1801“, Bonn 1931/32. Sie enthalten außer den Berichten Steins an seine Regierung auch die seines Gegenspielers am kurfürstlichen Hof, des kaiserlichen Gesandten Grafen Schlick.

beim Hofkanzler Freiherrn von Albin erfreute er sich schon gar keiner Beliebtheit; dieser empfand ihn als diplomatischen Ruhestörer und hielt ihn überdies für unfähig. Darf man dem Bericht des unfreundlich gesinnten österreichischen Gesandten Grafen Schlick an seinen Chef, den Reichsvizekanzler Fürst Colloredo, trauen, dann war Stein schon seit einiger Zeit beim König nicht mehr gut angeschrieben: man habe ihn, den früher einflußreichen und deshalb gefürchteten Mann, von dem Monarchen fernhalten wollen. So habe Stein denn auch während der Belagerung von Mainz, will Schlick gehört haben, nicht im königlichen Hauptquartier erscheinen dürfen. Er sei deshalb in der Nähe des Herzogs von Weimar geblieben, habe sich aber den Anschein gegeben, ein Jägerkorps zu kommandieren. Nun, durch Wohlwollen gegen Stein hatten sich Schlicks Berichte schon früher nicht ausgezeichnet.

Mit der österreichischen und preußischen Generalität hatte Carl August gute Fühlung. In freundschaftlichen Verkehr trat er mit dem tapferen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken. Seinen Schwager, den regierenden Landgrafen von Hessen-Darmstadt, hatte er auf dem linken Flügel gleichfalls in der Nähe. Ludwig hatte sein Lager mit Kiefernlauben aufs zierlichste ausputzen lassen, und sein prächtiges Zelt war, wie uns Goethe erzählt, sehr bequem eingerichtet.¹

Zu den Personen von Namen und Rang, die sich gelegentlich als Besucher im Lager einfanden, gehörten auch die mecklenburgisch-strelitzschen Prinzessinnen Luise und Friederike, die eine mit dem preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die andere mit dessen jüngerem Bruder Louis verlobt. Goethe, der inzwischen bei Carl August eingetroffen war, beobachtete von seinem Zelt aus das spätere Königspaar, wie es sich zu seinem Herzog begab (29. Mai) „Und wirklich,“ läßt er sich in seiner, der Belagerung von Mainz gewidmeten Schrift vernehmen,

¹ „Belagerung von Mainz“, Band 28 der Cotta'schen Jubiläumsausgabe der Sämtlichen Werke, S. 220. – Wie feierlich aber und fast gekünstelt drückt sich da die förmlich gewordene alte Exzellenz über die Begegnung mit dem früheren Gefährten des Sturms und Drangs aus! Wie weit lag jene Welt hinter ihnen!

„konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir nicht verlöschen wird.“ Im Briefwechsel der vielgefeierten Luise hinterließ die Begegnung mit Carl August freilich nur eine kulinarisch abgetönte Spur. „Wenn Sie den Herzog von Weimar sehen“, schrieb sie ihrem Bräutigam ein paar Tage später aus Darmstadt, „teilen Sie ihm bitte mit, daß ich herrliche Spargeln für ihn habe und nur die zwölf Flaschen englisches Bier abwartete, um sie ihm zu schicken.“¹

Die ersten Tage der Belagerung vergingen ohne nennenswerte Ereignisse. Für Carl August gab es nicht viel zu tun. Er ließ sich den Freund aus Weimar kommen.

Mit diesem Ruf, seinem Fürsten ein zweites Mal ins Feldlager zu folgen, wurde Goethe nach einer kurzen Ruhepause erneut aus der Stille Weimars in die Nähe größeren Weltgeschehens gelockt. Abermals rollte ein Abschnitt der deutsch-französischen Auseinandersetzung vor den Augen des Dichters ab: eine Gelegenheit und zugleich eine Art Verpflichtung, die im Vorjahr in Frankreich gewonnenen Anschauungen über das Zentralproblem des Zeitalters in einer weiteren Entwicklungsphase und wiederum in eigenem Erleben zu vertiefen.

Daß Goethe sich ernstlich Mühe gegeben hat, die Umwälzung des großen Nachbarreichs zu verstehen, ist mit Recht von einsichtigen französischen Historikern anerkannt worden.² Mit gleicher Stichhaltigkeit kann darauf hingewiesen werden, wie schwer es ihm, dem Geistesaristokraten und Repräsentanten eines hohen, innerlich beseelten Persönlichkeits- und Bildungs-ideals fallen mußte, sich mit der immer radikaleren Wendung der Dinge abzufinden. Die katastrophalen und kulturgefährdenden Züge der Revolution machten ihm, der so sehr um harmonische

¹ Brief vom 3. Juni 1793 im „Briefwechsel der Königin Luise mit ihrem Gemahl Friedrich Wilhelm III. 1793–1810“, herausgegeben von Karl Griewank, Leipzig o. J., S. 77.

² So z. B. jüngst wieder von Jacques Droz, dem Verfasser von „L'Allemagne et la Révolution Française“ in seinem Mainzer Vortrag „Deutschland und die Französische Revolution“, Wiesbaden 1955, S. 20 ff.

Daseinsgestaltung rang, um so mehr zu schaffen, als er der Ansteckungsgefahr für Deutschland inne wurde.

Über die Stimmung, in der sich der Dichter befand, sind wir durch ihn selbst unterrichtet. Die Heimkehr aus dem Frankreichfeldzug nach Weimar hatte ihm wohlgetan. Er genoß den Einzug in das neu eingerichtete Haus am Frauenplan mit einem Gefühl der Dankbarkeit für den Herzog, das auch im Schlußkapitel seines Kampagnebuches anklingt. Daß es ihm vergönnt war, sogar persönlich noch etwas beim Ausbau einzuwirken, erhöhte die Freude. Die Seinen gesund und munter in heiter-ruhigem Zustand anzutreffen, hatte für ihn einen eigenen Beigeschmack; denn wie sehr kontrastierte diese Unbekümmertheit mit den von ihm ausgestandenen Nöten. Um so lieber befaßte er sich mit seiner Gemmensammlung; willig nahm er die musikalischen Anregungen der aus dem Süden zurückgekehrten, von der leichteren italienischen Oper begeisterten Freunde auf, wie er sich denn überhaupt dem heimatlichen Theater wieder zuzuwenden beschloß, und zwar möglichst mit einem eigenen Beitrag zum Repertoire. Was er gegen Ende der Kampagneschrift über seine thematisch mit Vorgeschichte und Auswirkungen der Revolution zusammenhängenden literarischen Arbeiten dieser Jahre bemerkt, läßt erkennen, daß er mit diesen Dichtungen ein Bekenntnis dessen abzulegen suchte, „was damals in seinem Busen vorging“.¹ Er wollte dadurch sein Verhältnis zu den Zeitkräften klären, und mehr als dies – er hoffte sich dadurch geradezu von quälenden Eindrücken zu befreien. Waren schon die traurigen Feldzugserlebnisse keineswegs ganz abgeklungen, so erregte nun das blutige Königsdrama drüben in Frankreich sein unverhohlenes Entsetzen.

Was Carl August als politisches Hauptmotiv in seinen nach Weimar gerichteten Briefen anschlug, ließ auch den Dichter nicht ganz los. Irgendwie mußte ihn die über dem westlichen Deutschland schwebende Sorge, wie es mit den Ideologien und Schlagworten der Revolution fertig werden würde, berühren. Zum mindesten forderte das Kampagneunheil auf, den Kopf nicht in den Sand zu stecken. Auch sprachen die letzten Briefe

¹ „Kampagne in Frankreich“, S. 206 ff. und 209.

des Landesherrn eine zu eindringliche Sprache, als daß sie von Goethe einfach überhört werden durfte.¹

Freilich die Posse, die er Ende April unter dem Titel „Der Bürgergeneral“ in drei Tagen niederschrieb, als Auseinandersetzung mit einer so gewaltigen Zeiterscheinung, eben der Revolution schlechthin, anzusehen, täte dem Dichter Unrecht und dem kleinen Schwank zu viel Ehre an.² Daß der Theaterdirektor Goethe dafür zwei besonders geeignete Weimarer Schauspieler an der Hand hatte wie Beck und Malcolm, ist überdies mit in Anschlag zu bringen; die Rollen hatte er ihnen sozusagen auf den Leib geschrieben. Immerhin, die politisch moralisierende Absicht war nicht zu verkennen, und Goethe selber hat, als er sich sehr viel später im literarischen Rückblick darüber äußerte, den erschreckenden Eindruck einer aus den Fugen gehenden großen Nation und die zu befürchtende unglückliche Wirkung der mißlungenen Kampagne auf die Deutschen stark unterstrichen;³ er empfand also, wie dies Erinnerungsbild bezeugt, ähnlich wie Carl August.

Daran zu denken, daß die französische Umwälzung ansteckende Kraft für die einheimische Bevölkerung haben könne, lag angesichts des Mainzer Klubistentaumels auch für Goethe, nachdem er noch im Vorjahr mit Forster zusammengetroffen war, nicht fern. Ernst genug hatte der Herzog brieflich Ende März dieses Motiv seinerseits anklingen lassen.⁴ Was Goethe vor-

¹ Siehe in Band 1 des von Hans Wahl herausgegebenen „Briefwechsels des Herzogs/Großherzogs Carl August mit Goethe“, Berlin 1915, S. 174 ff.; vor allem das Schreiben vom 24. März 1793.

² Über den Platz des „Bürgergenerals“ in Goethes Schaffen, über Entstehung, Absicht, Wirkung und Beurteilung des Stücks vgl. Otto Pniower in Band 9 der Cotta'schen Jubiläumsausgabe S. V ff. und 390 ff.

³ Wichtig sagt Goethe an der betr. Stelle der „Kampagne in Frankreich“, S. 208: „Wie die Halsbandgeschichte als düstre Vorbedeutung, so ergriff mich nunmehr die Revolution selbst als die gräßlichste Erfüllung: den Thron sah ich gestürzt und zersplittert, eine große Nation aus ihren Fugen gerückt und nach unserm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen.“

⁴ „Forster und Consorten zu Mayntz beweisen, wie heftig jene Sympathie auf Leute ihres Gelichters wirkten, da diese anziehende Kraft sie zu denen Handlungen der schwärzesten Undanckbarkeit und der sinnlosesten Unternehmungen verleitete.“

schwebte, bezeichnete er in einem Brief an Bertuch (6. Juni 1793). Er wolle, schrieb er, diese „törlige oder tückische Unpatrioten“ an den Pranger stellen, aber eben nur – heißt das für eine vorsichtige Interpretation – Erscheinungen solcher Art. Was der Dichter jetzt als Schwindelgeist in einem kleinen üherrheinischen Dorf hohlspiegelartig dem Gelächter preisgab, war alles andere als ein Gesamtbild und mehr als eine lokale Groteske wollte es auch keinesfalls sein. Hierfür war die Bedeutung der revolutionären Vorgänge denn doch zu sehr verkleinert und nur ins Gemeine verzerrt. Carl August freilich mochte in seiner damaligen Erbitterung gegen Leute wie Forster und in der Besorgnis, es möchten sich revolutionsfreundliche Neigungen in Deutschland einnisten, eine derartig grobe Karikatur behagen. Sicherlich war er auch mit den Worten des Edelmannes am Schluß des Stückes einverstanden, in die der Dichter seine eigene politische Meinung kleidete; er konnte sie sogar als Huldigung des Freundes für ihn und sein Land auffassen.¹

In Weimar, wo das Stückchen schon Anfang Mai aufgeführt wurde, hatte es Erfolg. Von den Freunden spendeten ihm Herder, Fritz Jacobi und sein Kreis, der neugewonnene Schweizer Hausgenosse Heinrich Meyer und andere Beifall. Schiller plante sogar, als er es auf der Bühne sah, zu Beginn des folgenden Jahres den Entwurf eines Lustspiels im selben Geschmack.

Geraume Zeit schon, bevor „der Bürgergeneral“ in Weimar über die Bretter ging, im Februar bereits, hatte Carl August Goethe vorgeschlagen, sich das erste Grün in seiner Vaterstadt anzusehen und von da aus den zu erwartenden Ereignissen beizuwohnen.² Er meinte damit die Belagerung von Mainz. Auch diesmal riß sich der Dichter, wie er selber zugibt, nicht gern von daheim los. Er verzögerte den Aufbruch unter allerlei Vorwän-

¹ „In einem Lande, wo der Fürst sich vor niemand verschließt; wo alle Stände billig gegeneinander denken; wo niemand gehindert ist, in seiner Art tätig zu sein; wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind – da werden keine Parteien entstehen. Was in der Welt geschieht, wird Aufmerksamkeit erregen; aber aufrührerische Gesinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar sein, daß wir einen heitern Himmel über uns sehen, indes unglückliche Gewitter unermessliche Fluren verhageln.“

² Brief Carl Augusts, Frankfurt 18. Februar 1793.

den bis in den Mai hinein, besuchte unterwegs den Koadjutor Dalberg in Erfurt, den Prinzen August in Gotha und verweilte einige Tage bei der Mutter in Frankfurt; erst Ende des Monats fand er sich beim Herzog ein.¹

In der Kampagne, so endet er später seinen literarischen Bericht über den französischen Feldzug, habe er „an einem beweglichen Übel teilgenommen“, jetzt sollte er „einem stationären“ entgegengehen.²

Goethe suchte, nachdem er im Lager bei Marienborn eingetroffen war, zunächst Carl August auf und bezog in der Front des Regiments ein geräumiges Zelt. Darauf ritt er zur Schanze vor dem Chausseehaus, um sich in der Gegend umzuschauen und ein Bild der Örtlichkeiten und der Lage der Stadt zu gewinnen. In seiner gewissenhaften Art brachte er dann das Gesehene in ein paar Umrissen zu Papier, weil er sich dadurch die Abstände der landschaftlichen Merkpunkte desto besser einzuprägen hoffte. Natürlich versäumte er nicht, alsbald dem Oberbefehlshaber General Grafen Kalckreuth seine Aufwartung zu machen und war abends bei diesem zu Gaste, wobei der Rückzug aus der Champagne naturgemäß eines der Gesprächsthemata abgab. In zwangloser Weise wurden Blockade- und Belagerungsfragen erörtert, aber auch allgemeine Betrachtungen angestellt. Unter anderem kam man auf Persönlichkeiten und deren mitunter ungreifbare Wirkungen zu sprechen, was wiederum zu Schlüssen über die Unzuverlässigkeit der Geschichte Anlaß gab, „derweil kein Mensch“, berichtet Goethe, „eigentlich wisse, warum oder woher dieses und jenes geschehe“. Ein einigermaßen skeptischer Auftakt für seine mit diesen ersten Eindrücken anhebende spätere literarische Schilderung.

Wie dann am Abend dieses Tages sich die Offiziere des Regiments beim Marketender zu einem Trunk versammelten, fühlte sich Goethe nur zu sehr ans Vorjahr erinnert. „Denn nun ging es“, schreibt er in nachdenklicher Ironie, „etwas mutiger her als

¹ Aufbruch Goethes am 12. Mai, Eintreffen im Feldlager am 26. Mai 1793.

² So S. 213 der Cotta'schen Jubiläumsausgabe.

damals in der Champagne. Wir tranken den dortigen schäumenden Wein, und zwar im Trocknen, beim schönsten Wetter.“ Sichtlich bereitete es ihm eine gewisse Genugtuung, daß die Anwesenden seiner Prophezeiung von Valmy gedachten und sogar seine Worte wiederholten: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“¹

In weltmännischer Nachsicht beendet Goethe seine rückschauende Meditation, die für die augenblickliche Lage vor Mainz bezeichnend ist und darüber hinaus eine Aussage symptomatischer Art zur Psychologie militärischer Milieus enthält: „Wie aber der Mensch überhaupt ist, besonders aber im Kriege, daß er sich das Unvermeidliche gefallen läßt und die Intervalle zwischen Gefahr, Not und Verdruß mit Vergnügen und Lustbarkeit auszufüllen sucht, so ging es auch hier: die Hautboisten von Thadden spielten Caira und den Marseiller Marsch, wobei eine Flasche Champagner nach der anderen geleert wurde.“

Goethe schöpfte aus, was die Belagerungszeit ihm an landschaftlichen, gesellschaftlichen und menschlichen Möglichkeiten gewähren konnte.² Alles, was die besondere Art des Festungskrieges ihm zu sagen hatte, nahm er mit wachem Sinn auf und gab es in der zweiten Schrift, die er seinen Felderlebnissen widmete, eindringlich, oft peinlich genau bis auf die erregenden Geräusche in der Stille der Nacht wieder: die Rufe der Wachen, das Bellen der Hunde, das Schnauben der Pferde. Er verfolgte die Fortschritte der Schanzarbeiten und bannte den Anblick einer im Dunkel der Nacht kaum zu unterscheidenden Gruppe grau gekleideter österreichischer Soldaten, die sich mit Faschinen auf dem Rücken lautlos vorarbeiteten, um die Laufgräben zu eröffnen, in ein fast gespenstiges Bild. Er schilderte die schreck-

¹ „Kampagne in Frankreich“ S. 219.

² Der folgenden Analyse der Erlebnisse und Beobachtungen Goethes liegen in erster Linie seine eigenen Schilderungen in der „Belagerung von Mainz“ zugrunde, ferner seine und Carl Augusts nach Weimar geschriebenen Briefe sowie das Tagebuch des Kämmerers Wagner; über diesen und seine Aufzeichnungen siehe meine oben (S. 3) erwähnte Abhandlung „Carl August von Weimar in und nach der Kampagne gegen Frankreich“.

lich-schönen Schauspiele nächtlicher Feuergarben. – Dann wieder kurze, einsilbige Vermerke über das Wetter, wie sie auch andere Schriften des Dichters, eines Meteorologen von Passion, durchflechten.

Feststellungen militärischer Vorgänge wechseln mit solchen, die Goethes ästhetischen Neigungen entgegenkamen. Die gefällige Art, wie beispielsweise das tausend Schritt über Marienborn angelegte Lager des Königs am Rand aufsteigender Lehmhügel von Soldaten in eine ebenso kunstvolle wie anmutige Parklandschaft verwandelt wurde, gefiel Goethe ausnehmend. Er hat nur Worte des Lobes für diese von ihm als vorbildlich gerühmte gärtnerische Gestaltung. Nicht das geringste Anzeichen, daß er etwa den Widerspruch, ja das Unschickliche dieser Ausschmückung gegenüber dem Ernst der Kampfhandlungen und gefährdeter Menschenleben empfand! Seine Liebe zur Gartenkunst führte ihm hier die Feder, und daß der Maler Kraus sorgfältig die herrliche Aussicht von hier mit all ihren Eigentümlichkeiten zeichnete, begrüßte er. Als ihm jedoch ein andermal die Gelegenheit wurde, sich einen guten Überblick über den Zusammenfluß von Rhein und Mainstrom, über Kastel, die Schiffbrücke, das linke Ufer und die in Trümmer sinkende, rauchende Stadt zu verschaffen, war er untröstlich über das Bild, das sich ihm bot.

Das Vielerlei seiner Aufzeichnungen ist die Summe einer den entgegengesetztesten Erscheinungen zugewandten Beobachterleidenschaft. Mit Mißbehagen nahm Goethe wahr, wie – zeitweise wenigstens – das Unglück der belagerten Stadt draußen und in der Umgebung in eine Lustpartie auszuarten drohte, so namentlich auf der hochgelegenen, aussichtsreichen und ziemlich kugelsicheren Schanze über Weisenau, die sonn- und feiertags zum Sammelplatz schaulustiger Landleute und auswärtiger Besucher wurde. Bisweilen aber zeigt sich der Augenmensch, der sich unbefangen auch furchtbaren, aber malerisch schönen Eindrücken öffnet, mitfühlend von menschlichem Elend ergriffen, so anläßlich des von den Belagerten verfügt Abzugs von Greisen, Kranken, Frauen und Kindern, die ebenso unbarmherzig von den Belagerern zurückgewiesen wurden.

So viel Stoff zum Nachdenken die verschiedenartigen Bilder der Belagerung Goethe schenkten, ausgefüllt war er durch all

dies nicht. Ja, er hatte so viele Augenblicke der Unlust, daß er zeitweilig es aufgab, seine Eindrücke niederzuschreiben. Es gehöre dazu mehr Comméragé und Kannegießerei als er aufzubringen vermöge, schrieb er am 7. Juni an Jacobi. Seit dem Nachtausfall von Ende Juni schwiegen seine Notizen. Unruhe und Langeweile lähmten ihn. In seiner literarischen Darstellung der Belagerung vermerkt er selbst ausdrücklich diese Lücke, die er nun um so mehr durch geistigere Tätigkeit auszufüllen suchte. Kunst- und trostlos in der schönsten Gegend von Deutschland zu sitzen und in ihr nichts als Verwüstung und Elend zu sehen, setze ihm zu, bekam Heinrich Meyer in Weimar von ihm zu hören.

So beschäftigte er sich auf eine ihm sinnvoller erscheinende Art und feilte am Reineke Fuchs. Auch diese Arbeit stand in einem tieferen Zusammenhang mit dem Zeiterlebnis Goethes und diente ihm zur seelischen Entlastung, wie er uns in der Kampagneschrift nicht ohne psychoanalytische Feinheit zu verstehen gibt. Die Schreckensbilder der Revolution, zumal der Königsprozeß, haften eben wie ein Trauma in seinem Gemüt. Aus dem größten Unheil habe er sich zu retten gesucht, so lauten seine eigenen Worte. Daß nun aber in einem Augenblick, wo ihm die ganze Welt nichtswürdig erschien, ihm – noch in Weimar – der Reineke Fuchs in die Hände gekommen sei, betrachte er als eine besonders glückliche Fügung.¹ „Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Tierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört.“ Daneben schrieb Goethe, von seiner Leidenschaft für die Farbenlehre völlig besessen, allerhand optische Wahrnehmungen nieder. Ganze Tage verbrachte er im Zelt oder in der Laube mit solchen Studien. Dann wieder suchte er aus dem Gefühl der Öde, das sich mit einem gewissen Vorwitz verband, gefährliche Orte und Stellungen auf, wobei ihn mitunter neue Anwandlungen von Ka-

¹ „Kampagne in Frankreich“ S. 210.

nonenfieber überliefen. Es ist ein schöner, sicherlich echt empfundener Zug, wenn er bekennt, gerade in den unruhiger werdenden Wochen Ende Juni und Anfang Juli, wo jede Stunde unglücksträchtig gewesen sei, sich ständig um den verehrten Fürsten und die Freunde vom Regiment gesorgt zu haben: da habe man vergessen, an eigene Sicherheit zu denken. Es sind Sätze, die einen dunklen, schweren, beinahe traurigen Klang haben. Umgekehrt darf man annehmen, daß Goethes Beobachtungen auch bei Carl August Eingang fanden und Gegenstand ihres Gedankenaustauschs wurden. Und wieviel Gänge des Dichters mag er selbst aus seiner größeren militärischen Überschau heraus mit angeregt haben! Der alte Kammerdiener Wagner, der um Leben und Glieder seines Herrn bangte, hielt es gelegentlich für nötig, den kühnen Schlachtenbummlern ins Gewissen zu reden und vor wagemutigen Unternehmungen zu warnen.

Militärisch war der Herzog nicht besonders stark beansprucht. Es waren ihm außer seinen Kürassieren noch zwei sächsische Kavallerieregimenter unterstellt. Aber die Tätigkeit der Reiterei beschränkte sich auf kleine Streifen und die Besetzung einzelner Feldwachen im Vorgelände.¹ Es gab Plänkeleien und unbedeutende Vorpostengefechte. Ab und zu, aber selten, wurde auch einer seiner Reiter verwundet. Er selbst ging, gewissenhaft wie immer, seinen soldatischen Obliegenheiten nach und fühlte sich dabei wohl. Rekognoszierungen, Postenüberwachungen, Inspezierungen vermeldet auch in diesem Zeitabschnitt das Tagebuch seines Kämmerers. Am sechsten Mai hatte Carl August ein Abenteuer, wobei er beinahe in die Hände der Feinde gefallen wäre.² Eifrig im Dienst und nicht sonderlich um die eigene Sicherheit besorgt, unternahm er an diesem Tage, nur von einem Reitknecht begleitet, einen Erkundungsritt in Richtung auf Mainz, wobei er auf französische Chasseurs stieß. Diese feuerten auf ihn. Nur durch mutiges, entschlossenes Handeln konnte er sich einer Gefangenschaft entziehen.³

¹ G. Bahls a. a. O. S. 57.

² Paul von Bojanowski, „Carl August als Chef des 6. Preuß. Kürassier-Regimentes 1787–1794“, Weimar 1894, S. 79.

³ So wörtlich P. von Bojanowski a. a. O., leider aber ohne nähere erklärende Angaben.

Zu einem weit ernsteren Zusammenstoß mit den Franzosen kam es ein anderes Mal, als diese in einem stark angelegten nächtlichen Überfall, bei dem auch Verrat von Bewohnern Oberolms im Spiele war,¹ bis Marienborn vordrangen. Es war in der Nacht vom dreißigsten zum einunddreißigsten Mai. Der Anschlag galt dem preußischen Hauptquartier, dessen Führer man offenbar gefangennehmen wollte. Es gelang den Franzosen immerhin, den Ort und das Kloster, in dem General Kalckreuth lag, zu umringen, so daß eine große Verwirrung entstand. Goethe, der wenige Tage vorher im Lager eingetroffen war, hat dem aufregenden Vorgang auf Wunsch des Herzogs einen Bericht gewidmet, der recht anschaulich ausfiel und später von dem Dichter in seine Schrift über die Belagerung von Mainz aufgenommen ward.² Goethe, der angekleidet ruhig in seinem Zelt geschlafen, wurde plötzlich durch Kleingewehrfeuer von seinem Lager aufgeschreckt, sprang auf und fand alles schon in Bewegung. Er setzte sich aufs Pferd, ritt etwas ins Gelände vor und sah Carl Augusts Regiment ausrücken. Als er zum Zelte zurückkam, fand er die Leute des Herzogs damit beschäftigt, für alle Fälle ein- und aufzupacken. Goethe empfahl ihnen sein Gepäck und besprach mit ihnen den in Aussicht genommenen Rückzug auf Oppenheim, wartete aber zunächst noch in einiger Unsicherheit die Entwicklung des Gefechts ab. Als das Gewehrfeuer und die Kanonen verstummten und das Dorf ruhig vor ihm lag, ritt er im Tagesgrauen hinunter und erblickte, welches Unheil der nächtliche Überfall angerichtet hatte.

Carl August hat sich über die Begebenheiten dieser Nacht tags darauf in einem Brief an seinen Geheimrat Voigt ziemlich ausführlich ausgesprochen. Militärisch stellt sich das Bild des Vorgangs und der persönliche Anteil des Herzogs ungefähr folgendermaßen dar.³

Die Eskadron Lavière vom Regiment Weimar, die dicht hinter dem Dorfe biwakierte, mußte im feindlichen Feuer aufsitzen,

¹ Einige Details hierüber bringt auf Grund der Schrift von K. G. Bockenheim, „Die Wiedereroberung von Mainz durch die Deutschen im Sommer 1793“, Mainz 1893, P. von Bojanowski a. a. O. S. 84 ff.

² Dasselbst S. 222–225.

³ P. von Bojanowski, S. 82 ff. Vgl. außerdem G. Bahls a. a. O. S. 57 ff.

warf sich aber tapfer dem Angreifer entgegen und drängte ihn auch zurück. Sie verlor ihren Chef und viele Leute. Inzwischen erschien Carl August mit den übrigen vier Schwadronen, die eine Viertelstunde hinter Marienborn auf der Höhe lagen, und trieb den Feind vollends aus der Ortschaft hinaus. Warnungen zum Trotz sprengte er selbst an der Spitze seiner Kürassiere nach Marienborn hinein. Prinz Louis Ferdinand führte zwei Regimenter Infanterie heran, und nach kurzem, heftigem Kampf war der nächtliche Spuk beendet. Sein Ruhm, schreibt der Herzog bescheiden an die Mutter, sei durch das Gefecht nicht besonders gestiegen, die Eskadron Lavière habe alles alleine gemacht; denn er sei zu spät gekommen, um etwas Sonderliches auszurichten.¹

Die starken Verluste des Regiments gingen Carl August nahe. Doch war es ihm eine Genugtuung, daß die Franzosen keinen einzigen Gefangenen hatten machen können. Goethe sah im trüben Schein der aufgehenden Sonne die Opfer nebeneinander liegen, „die riesenhaften wohlgekleideten Kürassiere neben den zwerghaften, schneiderisch zerlumpten Ohnehosen“. Ein seltsamer Kontrast! Major Lavière war gefallen, Rittmeister von Voß erlag bald darauf seiner Verwundung. Carl August beabsichtigte, beiden Offizieren an der Chaussee nahe ihrer Grabstätte ein Denkmal setzen zu lassen, zugleich als Wahrzeichen seiner eigenen Beziehung zum Regiment. Die künstlerische Ausführung sollte Goethe überwachen. Doch kam das Monument nicht zur Ausführung, weil die Kämpfe gegen die Franzosen in jener Gegend während der folgenden Jahre fort dauerten und schließlich Mainz für längere Zeit in ihre Hand fiel.²

¹ Brief vom 22. Juli 1793, abgedruckt in „Briefe des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar an seine Mutter die Herzogin Anna Amalia“, herausgegeben von Alfred Bergmann, Jena 1938, S. 128.

² Hierüber siehe die Einzelangaben von Hans Wahl, Band I S. 419 ff., des Carl August/Goethe-Briefwechsels.

Mit der primitiven Grellheit eines Bilderbogens schildert das Tagebuch des Kämmerers Wagler den nächtlichen Überfall, das rettende Eingreifen seines Herrn und des Prinzen Louis Ferdinand, das feierliche Begräbnis der gefallenen Offiziere vom Regiment sowie die Hinrichtung des verräterischen Gerichtsschreibers Lutz, der mit einer roten Mütze auf dem Kopf, das Gesicht gegen Mainz gewendet, aufgehängt wurde.

Die Kunde von dem französischen Überfall bei Marienborn und der mit der Beschießung von Mainz einsetzenden schärferen Phase des Kampfes mochte in Weimar ängstliche Gemüter noch banger stimmen als zuvor. Hier kannte man ja den wagemutigen Sinn des Herzogs nur zu gut noch von den Tagen des Sturm und Drang her. In treuherziger Weise flehte ihn denn auch der gute Geheimrat Schnauß an, sich nicht unnötigen Gefahren auszusetzen. „Ihr Heldenmut“, so schrieb er ihm gegen Ende Juni, „verliert nichts dabei, und Kühnheit ist nicht immer Tapferkeit; und wenn man Lorbeeren mit seinem eigenen Blut erringen will, wäre gewiß zu teuer erkaufte; zumal von Euer Durchlaucht, die Land und Leute zu regieren und nicht nötig haben, sich vor anderen auszuzeichnen, um sich bessere Aussichten zu eröffnen und ein großes Glück zu machen.“ Ruhm und Ehre, fuhr er fort, dürften nicht zu einer solchen Leidenschaft werden, bei welcher man die der Gemahlin, den Kindern und Untertanen schuldige Rücksicht um eine Handvoll Nachruhm, die oben drein öfters mißgönnt und vereitelt werde, ganz aus den Augen setze, was Seine Durchlaucht gewiß niemals tun werde. Worte von einer fast beschwörenden Eindringlichkeit, die der Anhänglichkeit des alten Beamten an seinen Herrn wie seinem Freimut alle Ehre machen.¹

Von Anfang Juni ab schlossen die Belagerer ihre Kreise immer enger um Mainz, und Mitte des Monats begann die regelrechte Beschießung. Daß sie so spät einsetzte, war die Folge der im preußischen Hauptquartier allzu lang festgehaltene Meinung, die französische Besatzung würde die Festung gutwillig übergeben. Der andere Grund der Verzögerung war der, daß das Belagerungsgeschütz fehlte und erst von weit her beschafft werden mußte.

Die Geduldsprobe der Belagerung fiel einem stürmischen Manne wie Carl August schwer, obwohl es auch im weiteren Verlauf der Dinge für ihn und sein Regiment nicht an unruhigen Tagen und Nächten fehlte. Naturgemäß aber konnte der Stellungskrieg Reitertruppen nicht zur Entfaltung bringen. Zudem

¹ Das Schreiben von Schnauß an Carl August vom 26. Juni 1793 befindet sich im Staatsarchiv Weimar A. 442a Blatt 255 f.

erkannte er richtig, daß man durch Bindung so zahlreicher Streitkräfte an diese eine Aufgabe die anfangs gegebene Möglichkeit, die Entscheidung in frischem Bewegungskrieg zu suchen, verscherzt hatte.

Zu gar keinem militärischen Einsatz kam die in Elfeld liegende holländische Bombardierflotte, die von dem befreundeten Vizeadmiral von Kinkel befehligt wurde. Goethe würdigt sie denn auch nur einer ganz flüchtigen Erwähnung.¹ Carl August stattete ihr eines Tages (24. Juni) einen Besuch ab. Die Matrosen nahmen – so erfahren wir – auf den Schiffen Paradeaufstellung, führten einige Evolutionen aus und verabschiedeten den durchlauchtigen Gast mit ihrem Hurra. Dieser fand, daß sie Mut und Kampfeswillen zeigten. Indessen, die Gelegenheit, ihn zu bewähren, blieb ihnen versagt.²

Den eigentümlichen Zwitterzustand zwischen kriegertischem und friedlichem Dasein schildert Goethe seinem Weimarer Kollegen Voigt mit folgenden Worten: „Wir leben hier wie die Vögel im Walde immer ohne Sorgen und immer in Gefahr. Es fehlt an allen Seiten nicht an Schlingen und auflauernden Jägern.“³

Auch der Dichter hatte einige Mühe, sich in die Lage zu schicken: „Wir stehen noch immer wie bisher“, schrieb er wiederum an Voigt um die Mitte des Monats Juni, „und es läßt sich nicht augurieren, was geschehen wird; wir fassen uns in Geduld, wie in solchen Umständen so nötig als löblich ist. Selbst einige scheinbare Anstalten zur Belagerung können unseren schwachen Glauben nicht aufrichten.“⁴ Die eigene Stimmung und die Carl Augusts malt er doch recht verschieden. „Der

¹ Unterm 30. Mai verzeichnet er lediglich ihre Ankunft, gibt aber irrtümlich als ihren Standort einen gar nicht existierenden Ort statt Schierstein unweit Eltville oder Elfeld an. Vgl. dazu A. Dove S. 301 der „Belagerung von Mainz“.

² Die Schilderung dieses nicht gerade bedeutsamen Intermezzos beruht auf einem Eintrag im Tagebuch des Kämmerers Wagner.

³ Schreiben vom 9. Juni 1793 in Goethes Briefwechsel mit Christian Voigt, herausgegeben von Hans Tümmeler, Band I S. 93, Weimar 1949.

⁴ Brief vom 14. Juni 1793 „Bei Marienborn“. Goethe-Voigt-Briefwechsel Band I S. 93.

Herzog ist wohl und in seinem Elemente glücklich“, heißt es in demselben Brief. „Es ist wahr, der Fisch kann sich im Wasser nicht besser finden noch benehmen als er in seinem Verhältnis.“ – „Für mich“, fährt er fort, „ist es ein Glück, daß ich bei mir immer etwas zu denken und auszusinnen führe, sonst möchte ohngeachtet des Getümmels für mich nur Langeweile zu erwarten sein.“

Auch in der Folgezeit gestatten uns Goethes Briefe an Voigt, Blicke in seine Seelenlage zu tun. Gelegentlich sind sie nicht weniger aufschlußreich als die tagebuchartigen, in den späteren literarischen Rückblick aufgenommenen Notizen. Dann und wann haben sie sogar einen persönlicheren Klang als jene. Man ersieht daraus: durch das Einsetzen der eigentlichen Belagerung wurde seine Stimmung nicht gehoben, war sie doch mit dem fortschreitenden Werk der Zerstörung verbunden. Fast beneidete er nun den Weimarer Kollegen darum, „auf dem gewöhnlichen ruhigen, obgleich mitunter beschwerlichen Pfade der bürgerlichen Geschäfte und des häuslichen Lebens“ weitergehen zu können. Ihm war anders zumute, und er machte aus seinem Wunsch nach baldiger Heimkehr kein Hehl. „Mich“, klagte er Anfang Juli, „wandelt in meiner jetzigen Lage eine Art Stupor an und ich finde den trivialen Ausdruck: der Verstand steht mir still, trefflich, um die Lage meines Geistes auszudrücken. Die Hälfte der schönen und wohlgelegenen Stadt mag nun wohl schon verbrannt sein, der Erfolg muß diesen grimmigen Entschluß rechtfertigen. Die Situation der emigrierten Mainzer ist die traurigste von der Welt.“¹ Kein Hauch also von militärischer Spannung oder von Siegenserwartung!

In Weimar sah man fast ungeduldiger als an der Front dem Ausgang der Dinge in Mainz entgegen. Nach wie vor aber lauteten Goethes Nachrichten, selbst wenn Erfolge zu verzeichnen waren, zurückhaltend. Am neunten Juli meldete er: „Die Belagerung geht immer heftiger fort, man nimmt den Franzosen einen äußeren Posten nach dem anderen weg. Weißenau und Kostheim, auch die Insel an der Mainspitze sind nun in unseren Händen, mit den Approchen ist man nicht weit vom Glacis, das Feuer ruht weder Tag noch Nacht, und jetzt ist gleichsam jede Stunde

¹ Brief, Marienborn vom 3. Juli 1793; a. a. O. Band I S. 97 ff.

von Bedeutung. Wie lange es noch währt, ist nicht abzusehen. Der Regel nach werden unsre Wünsche so bald nicht erfüllt, man hofft immer auf irgendeinen Zufall oder eintretenden günstigen Umstand. Heute sage ich nur dieses Wenige, Sie meines Andenkens und meines Wohlbefindens zu versichern.“ Ein gemessener Bericht.

Über die militärischen Operationen und ihre verschiedenen Abschnitte wünschten wir mehr Äußerungen des Herzogs zu besitzen als auf uns gekommen sind. Ihre Zahl ist leider gering und mehr stimmungsmäßiger Natur als genau und ins einzelne gehend. – Nach seiner eigenen Aussage hat sich Carl August, hier offenbar in Übereinstimmung mit Kalckreuth, immer für eine Blockade, d. h. für eine bloße Absperrung und gegen eine förmliche Belagerung mit allen Konsequenzen ausgesprochen. Er meinte daher, wie er der Mutter, unmittelbar vor der Übergabe von Mainz, am 22. Juli schrieb, „nicht im besten Geruche am Hofe“ zu stehen. Anscheinend aber hätte er, wenn man sich nun einmal für die Belagerung in aller Form entschied, ein rascheres, tatkräftigeres Vorgehen lieber gesehen. Daß der Feind Schritt für Schritt sein Terrain verteidigte, flößte ihm Achtung ein; doch meinte er, es geschehe nicht mit dem Nachdruck, wie er es an sich vermöchte. Die Höhe der deutschen Verluste beklagte er.¹ Zum mindesten gestattete ihm die militärische Lage, das Zusammensein mit dem Freunde voll zu genießen. Goethe wurde in diesen Wochen oft in seiner Begleitung und im Verkehr mit den fürstlichen Bekannten und Verwandten des Herzogs gesehen.

Zur Freude Carl Augusts lockte die Belagerung von Mainz auch den allzeit unternehmenden Papa Gore an. So nennt er jenen wohlhabenden englischen Reeder, der seit einiger Zeit mit seinen Töchtern in Weimar wohnte, nachdem er sich von den Geschäften zurückgezogen und Italien sowie andere Länder Europas bereist hatte. Bei dem fürstlichen Paar und Goethe war

¹ In einem Brief an die Mutter vom 18. Juli schätzt er die Verluste schon „auf 2000 Tote und Blessierte“, am 23. Juli, dem Tag der Kapitulation, spricht er von 2500 und fügt hinzu: „Hätte sich der Feind aufs äußerste gewehrt, so blieben gewiß dreimal so viel Menschen dabei liegen. Was nun weiter geschehen wird, wissen die Götter, ich nicht.“

diese bildungsfreudige Familie sehr gerne gesehen. Der älteren Tochter Emily Gore machte der Herzog stark den Hof.

Höchst vergnügt war Gore in der Nähe des Feldlagers aufgetaucht und in Kleinwichtersheim untergekommen.¹ Mit ihm zusammen kam der Maler Kraus, ein Frankfurter Jugendfreund Goethes, seit längerem Vorstand des Weimarer Zeicheninstituts und als solcher mit dem Titel eines fürstlichen Rates geschmückt.² Gore nahm ihn auch sonst gern auf kleineren Fahrten als Begleiter mit. Die beiden arbeiteten miteinander um die Wette, der eine die Landschaft der Gegend „zeichnend, färbend und schattierend“, der andere mit seiner Camera obscura beschäftigt, die er auf den höchstgelegenen Punkten des Geländes aufschlug. Carl August freute sich ihrer künstlerischen Arbeiten, Goethe nicht weniger. Gore ist der Typ des reisenden Engländers von damals, der keiner Sensation ausweicht, auch dann nicht, wenn es brenzlich wird. Bis Mitternacht hauste er im Freien und begrüßte jede einherfliegende Bombe. – Für eine literarische Skizze der Belagerung, wie Goethe sie später niederschrieb, war dieses köstliche Original eines Engländers als Staffagefigur vorzüglich geeignet. Es gab vielerlei für die Weimarer Schlachtenbummler zu sehen. Doch ergriff der zunehmende Ernst der Kriegshandlungen, der sich auch in den schlichten Tagesheften des Kämmerers Wagner abzeichnet, gerade Goethe immer mehr, und die Tage der Kapitulation zählte er zu den interessantesten seines Lebens.

Als der Reichsfreiherr vom Stein Anfang Juli im Lager weilte, muß er Carl August in besonders übler Verfassung angetroffen oder sich selbst in sehr unmutiger Stimmung befunden haben; denn er schrieb einer befreundeten Dame, der Frau von Berg, mit Ausnahme des Prinzen Louis Ferdinand, in dem noch Schwung und ein Gefühl für Großes vorhanden sei, schleppten alle, „ins-

¹ Am 18. Juli 1793 meldete Carl August seiner Mutter Herzogin Anna Amalia die Ankunft von „Papa Gore, der mir vorgestern Ihren Brief überbrachte“.

² Über Georg Melchior Kraus vgl. das feinsinnige Buch von Eberhard Freiherrn Schenk zu Schweinsberg in den Schriften der Goethesellschaft Band 43, Weimar 1930, sowie Willy Andreas, „Carl August von Weimar, ein Leben mit Goethe“, namentlich S. 309 ff. und 496 ff.

besondere der Herzog von Weimar ihre zentnerschwere Lange-
weile herum und predigten entweder eine alles ertötende, nieder-
drückende Philosophie oder ergossen sich in bitteren Klagen“. Eine trübe, fast erbitterte Schilderung, die auch Steins eigenen Bruder Johann Friedrich nicht verschonte.¹ – Carl Augusts Briefe malen nicht annähernd so schwarz, und jener Brief Goethes von Mitte Juni fand denn doch hellere Töne für die Gemütslage des Freundes als Stein.² Auch ging der Überdruß bei Carl August nicht so weit, daß sein Anteil, den er an den allgemeinen Ereignissen nahm, darüber erlosch. Im Gegenteil, den Geheimrat Schnauß wies er an, die Gazette de France und den Moniteur, zu dessen eifrigen Lesern er selbst gehörte, anzuschaffen; sie würden einmal als „klassische Werke“ der Erkenntnis der jetzigen Zeitläufte dienen können.

Herder dankte er Mitte Juni für die Zusendung seiner „Briefe zur Beförderung der Humanität“ mit den Worten, seine Gabe habe ihn nicht in der humansten Beschäftigung gefunden. „Indessen“, fügte er mit ironischer Anspielung auf Herders Sympathien für die Revolution hinzu, „zweckt unser Bestreben ab, die fränkischen Unmenschlichkeiten vom deutschen Boden zu kehren. Und das ist ja auch wohl ein Beitrag zu Ihrem humanen Vorhaben, lieber Herder?“ Im übrigen fühlte er sich sichtlich angeregt durch das Werk; es habe, schreibt er weiter, „die harte

¹ In diesem Schreiben aus Hamm vom 24. August 1793, Band I des von E. Botzenhart edierten Briefwechsels, S. 223, sagt Stein, der sich neun Tage im Lager aufgehalten hatte, u. a.: „Das untätige, planlose, alle Tätigkeit erschlaffende Klagen der meisten war mir unerträglich.“ – Ähnlich schildert er in einem Brief vom 15. August an seinen Jugendfreund, den Grafen Reden, (I S. 221) den eigenen Bruder Johann Friedrich als „müßig, stürmisch, zerstreut, den Herzog von Weimar mit sich selbst mißvergnügt, geschäftlos, ennuirt und sich alle Thätigkeit wegraisonnierend, dem Ganzen fehlte Einheit, Leitung, Energie“; Ruhe und Trägheit hätten die Spannung ersetzt. Die Truppen seien brav geblieben, der Prinz Louis Ferdinand sei „der einzige von den hohen Häuptern, der Enthousiasmus für das Gute“ zeige.

Bei dem in unbefriedigender politisch-militärischer Lage so oft hervorbrechenden grimmigen Temperament Steins dürfte hier wohl wenigstens ein gradweiser Stimmungsabstrich erlaubt sein.

² Goethes weitere Briefe vom Juli an Voigt gehen auf die Stimmungslage des Herzogs überhaupt nicht ein, liefern somit keine Bestätigung des von Stein entworfenen Bildes.

Schale etwas erweicht, die so viele Mühseligkeiten und Verdruß nebst allerhand wunderbaren Schauspielen sehr begreiflicher Weise über mein Sensorium gezogen hatten.“ Befriedigt oder kriegerisch klang der Brief gewiß nicht. Im Gegenteil, ein Verlangen nach friedlichem, fruchtbarem Wirken wird laut: „Lasse uns das gute Glück die Zeit erleben, wo man nichts mehr zu thun hat, als sicher und ungestört die Endzwecke eines jeden wohldenkenden Mannes erfüllen zu helfen.“¹

Im Juli erfüllte sich das Geschick der von den Franzosen tapfer verteidigten Stadt.²

Noch war hier am Vierzehnten das Nationalfest zum Gedächtnis des Bastillesturms mit Reden gegen Tyrannen, mit Beteuerungen der Standhaftigkeit und Verheißungen des Endsieges unter allerlei Trankopfern gefeiert worden. Merlin hatte sogar eine Einladung zu einem Festmahl verlesen, das Custine in acht Tagen in Frankfurt abhalten wollte. Aber schon am Achtzehnten des Monats beschloß der Kriegsrat die Übergabe und nach mehrtägigen Verhandlungen mit dem Oberbefehlshaber der Belagerungsarmee, Grafen Kalckreuth, wurde am dreiundzwanzigsten Juli die Kapitulation unterzeichnet.

Noch waren die Energien der Verteidiger, obgleich ihre physischen Kräfte nachließen, nicht bis zum letzten erschöpft. Aber die Situation hatte sich erheblich für sie verschlechtert. Nach dem Eintreffen schwerer Belagerungsgeschütze aus Holland war die Beschießung wirksamer geworden. In der Stadt sah es böß aus. Viele Gebäude waren zerstört, sechs Kirchen in Trümmer gesunken, die Ortschaften der nächsten Umgebung lagen in Schutt und Asche. Zwar hatten die Verteidigungsbastionen und Vorwerke noch nicht so entscheidend gelitten, daß sie übergabereif waren, auch waren Lebensmittel und Munition keineswegs gänzlich ausgegangen. Wohl aber fehlte es an Futter für die Pferde und Arzneien. Die Soldaten wurden allmählich vom Mißmut ergriffen; namentlich unter den Freiwilligen begann die Stimmung schlechter zu werden.

¹ Weimarer Herderalbum, Jena 1845, S. 35 ff.

² Zum folgenden vergleiche vornehmlich Arthur Chuquet, „Les Guerres de la Révolution, VII Mayence“, S. 249 ff. und 256 ff., sowie K.-Th. Heigel, Band 2 S. 101 ff.

So kam vielerlei zusammen, die Widerstandskraft auszuhöhlen. Und wie überhaupt in dem ganzen Revolutionsdrama die innerpolitische Dynamik immer wieder auf den Gang der militärischen Ereignisse ein- und zurückwirkte, waren anscheinend auch bei dem Entschluß zur Kapitulation Erwägungen und Rücksichten solcher Art wirksam. Kam es zum Äußersten, zur blutigen Erstürmung der Stadt, dann drohte den Konventskommissaren Merlin und Reubell, die sich beide als Régicides hervorgetan hatten, daß die Eroberer kurzen Prozeß mit ihnen machten. General d'Oyré wenigstens brachte später solche Argumente zu seiner Rechtfertigung vor und sprach auch von Besorgnissen um das Schicksal der Einwohner, die sich zu Frankreich bekannt hätten. Und hatten nicht, wie auch Goethe andeutet, jene Vorkämpfer des Jakobinertums einige Ursache, nach dem durchschlagenden Erfolg ihrer Partei, sich wieder auf den für sie lockenderen Schauplatz von Paris zu begeben? – Dafür, daß derartige nichtmilitärische Erwägungen stillschweigend Gewicht für den Kapitulationsentschluß des Kriegsrats hatten, spricht auch, daß schließlich in den Verhandlungen mit Kalckreuth verhältnismäßig günstige Bedingungen erzielt werden konnten.

Die gesamte Besatzung erhielt freien Abzug mit allen militärischen Ehren gegen das Versprechen, binnen Jahresfrist nicht wieder gegen die Verbündeten zu kämpfen. Auf diese Weise blieben der französischen Republik Verbände in Stärke von sechzehntausend Mann erhalten. Denn sie wurden nun zum Einsatz an anderer Stelle frei, nämlich in der Vendée, wo sich die Regierungstruppen kaum noch gegen die königs- und priester-treue Bevölkerung behaupten konnten. Diesen Anhängern des Ancien Régimes versetzte somit die Übergabe von Mainz einen schweren Schlag.

Von Carl August wurde die Kapitulation natürlich begrüßt, und die Worte, mit denen er Schiller davon Mitteilung machte, haben einen freudigen Klang.¹ Aber in Siegestaumel versetzte ihn das Ereignis nicht; davor bewahrte ihn schon die Erinnerung

¹ „Die guten Wünsche aller Deutschen haben unseren Waffen Glück gebracht; das Elend, welches Mainz erlitt, hat gestern sein Ende erreicht, die Garnison capitulierte, in etlichen Tagen zieht sie aus.“ Gustav Adolf Schöll, Carl-August-Büchlein, Weimar 1857, S. 94.

an die zahlreichen Opfer, die die Belagerung gefordert hatte. Der Mutter meldete er das Ereignis gemessen, fast mit einem Beisatz von Skepsis.

Zu dieser Zeit wohnte der Herzog im Chausséehaus an der Straße Mainz-Alzey, dem früheren Quartier des Prinzen Louis Ferdinand; nach dessen Verwundung und Abgang vom Kriegsschauplatz war es für Carl August frei geworden. Goethe rühmt es als anmutigen Aufenthalt. Den schönen Platz davor, der die Spuren des raschen Quartierwechsels zeigte, ließ der Dichter von Abfällen kehren und reinigen. Von den Fenstern dieses Gebäudes erlebte Goethe zusammen mit Gore und anderen Freunden den Auszug der Belagerten, dessen bunte Gruppen und wechselnde Szenen er so farbig und mit nobler Einfühlung in die Seele der Besiegten geschildert hat.¹

Zweifellos sind die von dem Dichter entrollten fesselnden Bilder vom Auszug der Besiegten sowie die Schilderung der verwüsteten Stadt die wirksamste Partie seiner späteren literarischen Darstellung geworden, die im Gegenstand selber eine so viel größere Eintönigkeit zu überwinden hatte als bei der Kampagne in Frankreich. – Die Eindrücke, die Goethe an Ort und Stelle gewann, hatten etwas quälendes für ihn. „Man ist“, schrieb er an Voigt, „so zerstört und zerstreut von den Szenen der letzten Tage, daß man von einer Menge Ideen kaum einige zusammenbringt. Es sei uns indessen genug, daß wir die Franzosen los sind, eben zu einer Zeit, wo die Gefahr bei Zweibrücken sich erneuerte und so früh, daß noch in diesem Feldzuge manches geschehen kann“.²

¹ Wie sehr unterscheiden sich Sehweise, Empfinden und Tonart Goethes von der Schilderung des Reichsfreiherrn Karl vom Stein, der sich neun Tage im Lager aufgehalten und über den Auszug der Besatzung aus Hamm am 24. August 1793 folgendermaßen schreibt: „Der Ausdruck von Frechheit, dummem Übermuth, Unsittlichkeit auf dem Gesichte der ausmarschierenden Garnison war unausstehlich, und es war nicht ein Gesicht unter ihnen, das man mit Behaglichkeit ansehen konnte. Die Stadt zeigte viele äußere Spuren der Verwüstung. Das Innere der Häuser war fast allgemein ruiniert, und mir schien auf dem Gesichte des größeren Theils des weiblichen Geschlechts eine abscheuerregende Degradation ausgedrückt.“

² Brief vom 27. Juli bei H. Tümmeler Band I S. 107.

Am zweiten Tage des Auszugs der französischen Besatzung, den er vom ersten Stockwerk des Chausséehauses, dem Quartier seines Herzogs, zuschaute, kam es zu einem eigenartigen Zwischenfall, bei dem sich Goethe die Rolle des Hauptakteurs zuteilte. Durch seine fast dramatisch zugespitzte Darstellung des Vorgangs geht ein leidenschaftlicher Rhythmus, und ihre Schlußworte nehmen geradezu den Charakter eines Bekenntnisses an.¹

In der Menge der Zuschauer, die sich an dieser Stelle zusammengefunden hatten, herrschte – wie uns der Dichter anschaulich erzählt – eine recht erbitterte Stimmung, die sich in Schimpfreden und Drohungen Luft machte. Genährt wurde sie nicht zuletzt durch den Argwohn, es möchten unter den Abziehenden Elemente sein, die sich an Hab und Gut deutscher Bürger von Mainz vergriffen hatten. Was nun geschah, ist – kurz gesagt – dies.

Goethe bewahrte einen stattlichen Mann, „dessen Uniform nicht gerade einen Militär ankündigte“ und dessen in Männertracht mitreitende Dame, „ein wohlgebautes und sehr schönes Frauenzimmer“, durch sein Dazwischentreten vor den Mißhandlungen der Umstehenden, die darauf erpicht waren, ehemaligen Klubisten ihre Sünden heimzuzahlen. Daß den beiden ein vierspänniger mit Kisten gepackter Wagen folgte, mochte den ohnehin erbosten Zuschauern besonders verdächtig vorkommen. Stimmen wurden laut, man solle diesen Menschen totschlagen, der sei ja der Spitzbube, der die Domdechanei² geplündert und nachher selber angezündet habe. – Bei dem so schwer Beschuldigten handelte es sich möglicherweise um den bei der französischen Rheinarmee beschäftigten Baumeister Charles Mangin oder dessen Sohn. Wissenschaftlich voll ge-

¹ Im Folgenden wird die einschlägige Literatur verarbeitet, also nächst Goethes eigener Darstellung in der „Belagerung von Mainz“, Cotta-Ausgabe S. 283 ff., Arthur Chuquet, „Les Guerres de la Révolution, VII Mayence“, S. 270 ff.; zuletzt Paul Amann, der unter der Überschrift „Plutôt une injustice qu'un désordre“ im Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Band IX, Leipzig 1931, S. 190, über den Vorfall handelt.

² Ein kleiner Irrtum der Goetheschen Erzählung ist es, daß er hier wie auch sonst manchmal von Domdechanei spricht, während es in Wirklichkeit Dompropstei heißen mußte. So P. Amann a. a. O. S. 84.

sichert sind beide Annahmen nicht. – Wie dem auch sei, Goethe eilte in der Überlegung, keinesfalls dürfe „der Burgfriede“ vor dem herzoglichen Quartier verletzt werden, alsbald hinunter, um Schlimmes zu verhüten. Blitzschnell, erzählt er, sei ihm der Gedanke gekommen, was wohl der heimkehrende Fürst sagen würde, wenn er nur über die Trümmer einer solchen Selbsthilfe seine Tür erreichen könne. Er brachte den drohenden Ausbruch der empörten Menge gegen jene zwei Personen zum Schweigen, indem er ihr gebieterisch Halt gebot: Sie hätten kein Recht, rief er ihnen entgegen, Rache zu üben, der König selber habe freien Abzug bewilligt. Dieser Platz aber, als zum Quartier des Herzogs von Weimar gehörend, dürfe nicht zur Stätte einer Gewalttätigkeit werden, er sei heilig. Stark betont tritt uns dieses Argument als Goethes Hauptmotiv in seiner eigenen Erzählung entgegen. Die Erregung des Dichters scheint sehr groß gewesen zu sein.

Bei diesem Eingreifen ließ sich Goethe von seinem ausgeprägten Ordnungssinn leiten: unter eigener Gefahr wagte er, einer in jedem Fall ungesetzlichen Lynchjustiz ein Opfer zu entziehen, ohne sich darum zu kümmern, daß dieser Unbekannte vielleicht sogar wirklich schuldig war. Er mußte denn auch von dem besorgten englischen Freunde Gore, der Augenzeuge der Szene war, wiederholt lebhaft Vorhaltungen über das Wagnis anhören. Indessen, so hat er ihm gegenüber seinen Einsatz begründet: „Es liegt nun einmal in meiner Natur: Ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen.“

Merkwürdig, daß Carl August am Tage zuvor an derselben Stelle durch sein persönliches Eingreifen den Klubisten Rieffel, einen früheren Gastwirt, geschützt hat,¹ der in französischer Husarenuniform neben dem Volksbeauftragten Merlin von Thionville ritt und Gefahr lief, von den wütenden Klubistenhassern angefallen zu werden. Merlin, ein Jakobiner von wildem Aussehen, berief sich zugunsten seines Begleiters geradezu drohend

¹ A. Chuquet hat das rettende Eingreifen Carl Augusts in seine gründliche Schilderung S. 273/274 übernommen. Eine gleichzeitige Schrift „Mainz nach seiner Wiedereinnahme“ usw. vom 16. August 1793 führt Carl August selber ein. Merlin habe ihm zugerufen: „Weimar! est-ce ainsi qu'on tient la capitulation?“, worauf sich der Herzog für Rieffels Sicherheit verbürgt habe.

auf seine Würde eines französischen Repräsentanten und wendete sich anscheinend unmittelbar an den Herzog, worauf sich dieser ins Mittel legte. Die Rechtmäßigkeit von Rieffels Davonkommen – und damit auch die Rechtmäßigkeit von Carl Augusts Handlungsweise – wurde offenbar bis zu den höchsten Befehlsstellen bezweifelt. Der König ließ sogar bei Merlin anfragen, was für eine Bewandnis es mit jenem Manne habe. Sachlich lagen die Dinge so, daß die Franzosen bei der Kapitulation für die Nichtmilitärs vergeblich freien Abzug verlangt hatten; doch war Rieffel nach dem Ausfall von Marienborn, den er mit geleitet hatte, zum französischen Stabsoffizier ernannt worden.

Goethe wußte sicherlich um diesen Zwischenfall, hat ihn aber, obwohl er sonst Leistungen seines Fürsten in helles Licht setzt, sowohl in einem gleichzeitigen Brief an Jacobi, dem diese Einzelheit schwerlich viel zu sagen hatte, wie auch in seiner späteren Darstellung der Belagerung von Mainz (1822) verschwiegen. Eine Lücke, die zu denken gibt, aber weniger auffallend erscheint, wenn man sich darauf besinnt, daß ja inzwischen für Deutschland und Europa die Periode der Reaktion angebrochen war. Der Dichter ging wohl deshalb über den Vorgang hinweg, weil er den bei den Hauptmächten wegen seines Freisinns damals unbeliebten Großherzog nicht dem Verdacht aussetzen wollte, von alten Tagen her etwa als Fürsprech deutschen Jakobinerturns zu erscheinen. So erwähnte er lediglich die vermittelnde Haltung „einiger dastehender Offiziere“. Bei seinem eigenen Verhalten aber mag er durch das Beispiel seines Herzogs bestärkt worden sein, der ja kurz zuvor in gleicher Weise und am selben Platz, dem Chausséehaus, einen vielleicht unschuldigen Menschen vor dem nicht immer gerecht verfahrenen Volkszorn gerettet hatte.

Für Goethe endete mit dem Fall der Festung und dem Ausklang in Mannheim das Zusammensein mit dem Herzog. Carl August machte unmittelbar daran anschließend den Feldzug in der Pfalz mit. An den Gefechten von Pirmasens und Kaiserslautern nahm er tapferen Anteil. Blickt man auf ihr gemeinsames Erleben und dessen Spiegelung im Werke des Dichters zurück,

so wird man wohl zusammenfassend etwa folgendes Urteil abgeben dürfen: Unzweifelhaft hat Goethes „Belagerung von Mainz“ literarisch nicht das gleiche Gewicht wie seine „Kampagne in Frankreich“. Künstlerisch wohldurchdacht ist auch sie in ihren sparsamen Mitteln. Ihre oft formlosen Tagebuchsätze und lose aneinandergereihten Blätter entsprechen dem Gegenstand, da er einer erzählbaren Gesamthandlung entbehrte. Was sich hier abspielte, ließ sich noch weniger als die Begebenheiten des Vorjahres um die Person seines fürstlichen Freundes herumgruppieren. Dazu war dessen Rolle und Aufgabenbereich nicht zentral genug. Goethe behandelt vielmehr die Vorfälle des Kampfes und des Lagerlebens, so hat sein Kommentator, Alfred Dove, richtig gesagt, als leichter gebautes Finale zu der inhaltsreicheren Tragödie des Frankreichfeldzuges.¹ Auch in dieser Schrift herrschen die dunklen Töne vor. Aber das Ganze klingt aus in einer Huldigung für Carl August. Der Dichter schildert den Schmerz des Regiments, als es am Ende des folgenden pfälzischen Feldzuges, dem Goethe selber fernblieb, den Herzog scheiden sah. „Die Verehrung des einzigen Mannes und Führers“, schreibt er, „hatte uns zusammengebracht und gehalten, und wir schienen uns selbst zu verlieren, als wir seiner Leitung und einem heiteren, verständigen Umgang untereinander entsagen sollten.“

¹ Cotta'sche Jubiläumsausgabe Band 28 S. XXVIII.